Die Polizei und wir

H. Peus (Dessau)

„Pannasch" war das Schimpfwort, das wir Jungen vom Wuppertaler Industrieproletariat vor 60 Jahren, wenn uns die Laune überkam, ausriefen, wenn wir einen Polizeibeamten erblickten, um dann schleunigst Reißaus zu nehmen. Das war kein politisches, sondern ein soziales Schimpfwort. Das damals insbesondre auch durch den Trunk tief gesunkene Proletariat kam auf Grund seiner persönlichen Aufführung vielfach in die Hand der Polizei und rächte sich für die ihm dabei zuteil werdende Behandlung durch das Schimpfwort „Pannasch". Einzelne Persönlichkeiten, die bei dem Kampf sich mit besonderm Humor zur Geltung brachten, waren die Helden des Volkes. Noch heute erinnere ich mich eines „Zucker-Fritz", der es besonders verstand, im Kampf mit der Polizei den Humor nicht zu verlieren. „Eckensteher Nante" in Berlin war offenbar ein ähnlicher Typ.

Dann setzte nach dem Auftreten von Ferdinand Lassalle die Politisierung des deutschen Proletariats ein. Die kleinbürgerliche Harmlosigkeit verschwand. Der Arbeiter trat in ein feindseliges Verhältnis zum „Klassenstaat". Die Polizei galt dem Arbeiter als Organ des Klassenstaates. Der Arbeiter sah in dem Polizeibeamten, die ihn auf Grund der damaligen Vereins- und Versammlungsgesetze an seiner politischen Betätigung behindern mußten, oft auch direkt persönliche Feinde. Das Sozialistengesetz von 1878 bis 1890, das zu besonderen Verfolgungen der sozialdemokratischen Arbeiter führte, verschärfte diese feindselige und selbst persönliche Stimmung vielfach sehr. Aber doch nur vielfach. Die Sozialdemokratie hat ihre Anhänger schon früh gelehrt, daß nicht der Polizeibeamte, sondern die die Gesetze machenden Klassen die Feinde wären. Zu Ende des Sozialistengesetzes hatte sich denn auch in Berlin z. B. schon ein so sachliches Verhalten zwischen den Versammlungsleitern und den die Versammlungen überwachenden Polizeibeamten entwickelt, daß jedwede eigentliche Feindseligkeit geschwunden war. Und selbst bei Versammlungsauflösungen, die auf Grund irgendwelcher gesetzlichen Bestimmungen erfolgten, vielleicht aber auch einen Mißbrauch der polizeilichen Macht darstellten, kam es äußerst selten zu gewaltsamen Explosionen, man ging zumeist ganz friedlich auseinander. In Dessau machten wir der Willkür eines Polizeibeamten, der Versammlungen auflöste, einfach weil er nach Hause gehen wollte, dadurch ein Ende, daß wir eine Reihe von Versammlungen anmeldeten, die hintereinander um 8 Uhr, um 9, um 10 und um 11 Uhr beginnen sollten, so daß ihm die Auflösung nichts nützte, denn dann begannen wir die zur spätern Stunde angemeldete Versammlung von neuem. Mit solcher Maßnahme hatten wir Erfolg, die Willkür war unterdrückt.

Bei einzelnen und in einzelnen Orten waren die „Blauen" allerdings noch lange verhaßt. In Staßfurt gab es, woran ein Polizeikommissar die Schuld trug, in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts einen jahrelangen heftigen Kampf zwischen Arbeiterschaft und Polizei, dicht daneben in Leopoldshall war alles friedlich. In Roßlau verhöhnte einmal ein Arbeiter den überwachenden Polizeibeamten als einen von denen, die in Nichtstun sich die Beine in den Leib stünden. Ich nahm den Wachtmeister unter dem lebhaften Beifall der Parteiversammlung in Schutz, und wir hatten den Polizeibeamten Jahre hindurch bei unsern Versammlungen als unsern besten überwachenden Beamten, der uns nie Schwierigkeiten bereitete. In Anhalt war schon vor der Revolution das Verhältnis zwischen Polizei und Arbeiterschaft ein durchaus sachliches geworden.

Der scheußliche Kampf der Kommunisten gegen die Berliner Polizei in den Maitagen 1929 sowie die zahlreichen Zusammenstöße zwischen der Polizei und den Links- wie Rechtsradikalen überall im Reiche legen es nahe, unser Verhältnis zur Polizei völlig klarzustellen. Nie hat die Sozialdemokratie vor dem Kriege zu gewaltsamem Widerstand gegen die Polizei aufgefordert. Gewiß ist es auch zu Kämpfen gekommen, die einfach aus der Bewegung von großen Massen tausender Arbeiter spontan hervorgingen, aber nie gewollt waren. Nun ist aber seit der Revolution ein großer Wandel vollzogen worden. Gewiß leben wir noch in der kapitalistischen Klassengesellschaft. Das rein demokratische Wahlrecht für alle Wahlen hat aber den Klassenstaat grundsätzlich aufgehoben. Heute ist die Polizei, die früher den Staat des Geldsackswahlrechts gegen ungesetzliche Störung zu schützen hatte, berufen, den demokratischen Staat zu schützen. Heute hat die Polizei Diktatur-Revolution, soweit sie sich gegen die gesetzliche Ordnung richtet, abzuwehren. Und zwar Angriffe dieser Art von rechts wie von links. Die Polizei hat uns zu schützen, falls Kommunisten oder Nationalsozialisten uns gewaltsam stören wollen, wenn wir von unsrer Vereins- und Versammlungsfreiheit, von unsrer Redefreiheit, wie von unserm Recht zu demonstrieren, friedlich d. h. ohne die gleiche Freiheit andrer zu stören, Gebrauch machen. Leider ist das noch notwendig. Noch hat sich der staatsbürgerliche Sinn bei vielen unsrer Mitbürger links und rechts nicht so entwickelt, daß die Achtung vor dem gleichen Recht des andern zur Selbverständlichkeit geworden wäre. Noch spielt der aus einem einseitig militaristischen Geiste stammende Brutalismus bei einem Teile des deutschen Volkes in seiner seelischen Stimmung eine große Rolle. Noch gilt es als Ausdruck der Tapferkeit und heroischer Gesinnung, brutal sein zu können. Dagegen brauchen wir eine organisierte Notwehr, polizeilichen Schutz. Die Polizei ist heute nur dazu da, Notwehr gegen die Störung staatsbürgerlichen Freiheiten zu bilden. Wer keine unberechtigte Gewalttat verübt, braucht keine Polizeigewalt zu fürchten. Der Gummiknüppel der Polizeibeamten tut niemandem etwas, der die gesetzliche Freiheit der andern ebenso achtet, wie er sie für sich verlangt. Wenn ein der Regel nach bestehendes Demonstrationsrecht auf Zeit aufgehoben ist, weil die Polizei fürchtet, es könne dabei zu gewaltsamen Störungen der Demonstrationsfreiheit andrer kommen, so hat jeder ein gesetzlich bestehendes Verbot zu achten, und wer dann trotzdem gegen das Verbot zu demonstrieren eine Demonstration mit Gewalt durchsetzen will, macht mit vollem Recht mit dem auseinandertreibenden Polizeiknüppel Bekanntschaft. Die Arbeiterschaft hat zumal heute bei dem Staate des allgemeinen gleichen Wahlrechts das allerstärkste Interesse an gesetzlicher Ordnung, in deren Rahmen sie allein die allgemeine Wohlfahrt für alle allmählich schaffen kann. 1890 schrieb Friedrich Engels: die Gesetzlichkeit töte die Gegner der Sozialdemokratie; den damaligen „Berliner Jungen" gegenüber betonte er, die soziale Revolution bekomme bei gesetzlicher Ordnung pralle Wangen, man solle sich nur ja nicht von Bismarck zu einem Blutbade auf den Straßen verlocken lassen, da ein solches die von Bismarck erwünschte reaktionäre Stimmung schaffe.

Wir müssen der zum Schutze unsrer verfassungsmäßigen Rechte berufenen Polizei bei ihrem Kampfe gegen gewaltsame Störung unsrer bürgerlichen Freiheiten jedwede Hilfe leisten. Die Gleichberechtigung aller erwachsenen Staatsbürger, auf die beste Ordnung in Staat und Gesellschaft mit Vernunft und Entschluß einzuwirken, ist das allein sichere Fundament für bestmögliche Ordnung. Was dann trotz solcher Grundlage politischer Gerechtigkeit nicht an guter Ordnung zustande kommt, das ist dem mangelnden Verstande der Menschen und ihrem Mangel an Geschick, einen Mehrheitswillen zu schaffen, zuzuschreiben. Dieser Mangel kann nur in der Freiheit der unermüdlichen öffentlichen Belehrung und Erziehung beseitigt werden, die gegen jedwede gewaltsame Beeinträchtigung die Polizei zu schützen berufen ist.

Aus Staaten wie den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird uns gemeldet, daß dort das Publikum ganz anders als bei uns sich für die Polizei einsetzt, wenn die Polizei solche, die gegen die öffentliche Ordnung rebellieren, zur Ordnung bringen will. Das schon so lange demokratische Volk der Vereinigten Staaten hat eben das Bewußtsein, daß die Polizei dazu da ist, die Freiheiten aller zu schützen. Es kommt sehr viel darauf an, daß sich das Gefühl von dieser Aufgabe der Polizei beim Volke immer mehr durchsetzt, denn Verbrecher, Umstürzler und Putscher werden viel weniger dreist und frech sein, wenn die Oeffentlichkeit fest mit der Polizei geht. Und die Polizei wird ihres oft schweren Amtes viel freudiger walten, wenn sie sieht, daß das Publikum sich auf ihre Seite stellt. Selbst der bei uns so sehr übliche Indifferentismus des Publikums ist sehr schädlich.

Es braucht uns nicht irre zu machen, wenn wir bei Kommunisten und Faschisten dann als Knechte des Kapitalismus und des Judentums hingestellt werden, das Volk wird mit jedem Tage mehr lernen, daß jedwede Gewaltsamkeit urreaktionär ist und zuletzt immer nur einer stärksten Unterdrückungsgewalt den Weg zur Herrschaft bahnt. Nur in der staatsbürgerlichen Freiheit des gleichen Rechtes aller kann die allgemeine Wohlfahrt geschaffen werden, und diese staatsbürgerliche Freiheit aller gegen Gewaltsamkeit zu schützen, dazu ist die Polizei da, und darum ist sie unser Organ, wir gehen mit ihr, wir lassen von ihr uns helfen und helfen ihr. —

Als ich mal an Krücken ging

Eine Lazarett-Erinnerung von Otto Krauskopf

Die gutmütigen Bäuerinnen.

Mit einer Ausnahme konnten alle schon wieder laufen und besuchten die benachbarten Dörfer, wo die guten schwäbischen Kleinbäuerinnen ein Herz für die Verwundeten hatten. Besonders, wenn diese sich das Gesicht übervoll mit Binden bewickelt hatten, so daß nur noch zwei Augenlöcher und die Nasenspitze zu sehen waren.

„O die arme' Verwundete'", hieß es dann mitleidig, und die drei Viertel ausgeheilten Opfer des Weltkriegs wurden ins Zimmer gebeten und gespeist und mit gutem Trank versehen.

Und er mundete prächtig, der „Most", der süße, der dann in Krügen auf dem Tisch stand. „Prosch t!" Und man mußte Bescheid tun, immer und immer wieder — und konnte doch so wenig vertragen.

Wie auf schwankenden Schiffen ging es dann heim ins Lazarett, dem großen Kloster zu Rottenburg. Die Rote-Kreuz-Schwestern zeigten ein strenges Gesicht, die schwarzen Nonnen aber, die jungen, die uns lieber waren, blickten freundlicher und schlugen ein Kreuz. Und schlugen drei Kreuze ob solcher Verderbtheit, wenn mal einer in Weinseligkeit vergessen hatte, sich vor den Toren des Klosterlazaretts die Binden von Stellen abzumachen, wo er gar nicht verwundet war.

Einer aber freute sich wie ein Kind, wenn die Hamsterer zurückkehrten: der mit seinem Durchschuß über dem Knöchel, der soeben erst wieder im Krankensaal an Krücken laufen konnte. Wie leuchteten ihm die Augen, wenn wir alle ihn dann umringten und aus den Taschen vor ihm auskramten, was die Bäuerinnen uns dort hineingesteckt hatten: Aepfel, Kuchen, und auch mal ein Stück Butter.

Eine verführerische Flasche Most.

Und einmal eine Flasche Most, die wir abgefüllt hatten, als eine Bäuerin grad mal in den Hühnerstall geeilt war und suchte, ob sie dort nicht ein paar Eier fand, die sie uns mitgeben wollte. Wir wußten selbst nicht, warum wir damit so heimlich waren. Sicher hätte uns die gute Frau die mitgebrachte Flasche selber gefüllt. Aber der einarmige Essener liebte nun einmal das Heimliche, und so quälte er sich denn mit der vollen Pulle im Rockärmel ab.

Ueber eine Stunde mußte er sie zur Strafe ängstlich verbergen, denn die Bäuerin ließ uns nicht fort. Sie füllte noch zweimal „das Krügle" und briet uns zwischendurch eine riesige Pfanne voll Kartoffeln. Und da ihr die Hühner nur ein einziges Ei gelegt hatten und das Mitnehmen nicht lohnte, schlug sie es über die Kartoffeln.

Hei, wie das schmeckte, und wie alle über die Pfanne herfielen, die mitten auf den Tisch gesetzt wurde. Nur unser einarmiger Freund tat nicht mit.

„Net so blöd sein, gell?" ermunterte ihn unsre Wirtin zum Zugreifen.

Ach, er war gar nicht so blöde. Er hieß mit doppelter Berechtigung nicht anders als: der Essener. Einmal, weil er aus Essen stammte, und zum andern, weil er sehr fürs Essen war. Aber wie sollte er zugreifen, da er die Pulle Most mit seiner einzigen Hand im Rockärmel festhalten mußte?

Er litt Tantalusqualen, während wir uns amüsierten und zulangten. Schließlich aber ließ er das Hindernis nach einigen Gliederverrenkungen sanft aus dem Aermel unter den Tisch gleiten und hieb nun auf die Bratkartoffeln ein, daß die Schwäbin ihre helle Freude daran hatte.

Beim Abschied also ging die Flasche unbemerkt mit und im Lazarett labte sich der Harzer daran, der immer daheim bleiben mußte.

Der süße Most schmeckte ihm so prächtig, daß er kurz entschlossen sagte: „Morgen komme ich mit." Und er übte die halbe Nacht mit seinen Krücken und tanzte uns sogar einen damit vor.

Mit Krücken zum Most.

Der Arzt hätte nie seine Zustimmung gegeben, der Sergeant aber, der uns zu betreuen hatte, war voll menschlichen Verständnisses und bald breitgeschlagen.

„Aber mit der ganzen Kolonne nicht", bat er sich aus, „da wird bloß Unfug getrieben." Er musterte uns der Reihe nach. Lange ruhte sein Blick prüfend auf mir. Ich hatte sein Vertrauen und sollte den Harzer bis zum nächsten Dorf, das nur 20 Minuten entfernt war, mitnehmen. Sicherheitshalber mußten die andern sich verpflichten, inzwischen 1000 gebrauchte und wieder gewaschene Binden zu wickeln, ein Opfer, das sie ihrem Kameraden gern brachten.

Regelmäßig mittags 12 Uhr ging der Arzt zu Tisch und kam abends 6 Uhr ins Lazarett zurück. Inzwischen sollte unser Ausflug beendet sein.

Die Kameraden ließen es sich nicht nehmen, uns bis ans Tor zu begleiten. Noch ein paar ernste Ermahnungen, dann gingen und stelzten wir ab. Mein Freund jubilierte wie eine Lerche beim ersten Frühlingssonnenstrahl. Er sang in einem fort und alles durcheinander, als wäre er jetzt schon voll des süßen Mostes.

Es wäre alles gut gegangen, aber — der Most und die Gutmütigkeit der Bäuerinnen! Wir saßen schon beim zweiten Kruge, und ich mahnte zum Aufbruch. Der Harzer aber wollte nichts davon wissen. Er war gerade erst richtig in Geschmack gekommen, und die Bäuerin sagte: „No, laß 'n doch trinke'."

Da ich selber schon ein leichtes Säuseln im Kopfe verspürte, trank ich keinen Tropfen mehr. Ich mußte nüchtern bleiben. Mein Freund aber trank unbekümmert drauflos, so daß ich mit geheimem Grausen an den Heimweg dachte. Er trank sich voll und trank mich in Verzweiflung. Schließlich wurde er so lustig und fidel, daß ich einen Krückentanz in der Bauernstube nur mit Gewalt verhindern konnte.

Ich gönnte ihm die ausgelassene Fröhlichkeit von Herzen. Wie hatte er leiden müssen, mehr als alle andern, mehr als der Essener, dem der Arm verlorengegangen war. War es daher nicht schön, daß er für einige Stunden all sein Elend und seine Schmerzen in Most ertränkte? Pflicht und Liebe kämpften in mir einen Verzweiflungskampf. Und das Pflichtgefühl siegte und gab mir die nötige Rücksichtslosigkeit, den Aufbruch endlich durchzusetzen.

Der Most bewirkt Unheil.

Draußen in der frischen Luft wirkte sich der Most erst richtig aus. Mein Freund vollführte wahre Akrobatenkunststücke auf seinen Krücken, so daß ich ihn nicht mehr aus den Armen ließ.

Auf halbem Wege stand ein Kruzifix. Der Harzer war katholisch. Trotz seines Rausches schlug er ein Kreuz und sagte dann weinerlich: „Der arme Herr Jesus, da hängt er nun, und ich elender Säufer kann so schön laufen. — Denkst wohl, ich brauche die Krücken?" fuhr er fort. „Paß mal auf."

Und ehe ich's verhindern konnte, warf er die Krücken in den Graben und lief davon.

Ich war einer Verzweiflung nahe und versuchte ihn zurückzulocken. Alles vergeblich. Er wanderte singend dem Städtchen zu.

Was blieb anders übrig, als die Krücken zu nehmen und ihm nachzulaufen? Aber ob ich mich auch noch so sehr beeilte, er behielt seine 50 Meter Vorsprung. Machte ich Laufschritt, so setzte er sich ebenfalls in Trab. Dabei ging es schon auf 8 Uhr, und ich dachte mit geheimem Bangen an unsern Einzug ins Lazarett.

Was ich befürchtet hatte, trat dann auch ein. Alles stand besorgt vor dem Tore. Man überlegte gerade, ob man uns nicht entgegengehen und suchen sollte. Und, o Schreck, der Arzt stand auch dabei.

Da kam Bewegung in die Wartenden. Der Lahme kam ohne Krücken heiter angetanzt und der mit den gesunden Beinen auf Krücken hinterher. Denn, war es nun der Most, oder ein Kobold, oder die verfahrene Situation, oder reizte mich das Bestreben, von vornherein die größere Hälfte der Schuld auf mich zu nehmen, ich hatte die Krücken von den Schultern genommen und stelzte regelrecht darauf heran.

Es muß komisch gewesen sein, denn die Kameraden — auch junges Volk — wieherten vor Vergnügen, und selbst die Krankenschwestern mußten sich das Lachen mit Gewalt verbeißen. Der Arzt aber und der Sergeant blickten uns finster an. „Wir unterhalten uns morgen über den Fall", meinte der Doktor. „Wir auch", knurrte der Sergeant.

Noch eine Auswirkung des Mostes.

Die „Unterhaltung" kam auch, das heißt, sie wurde nur vom Sergeanten und zwei Stunden später vom Arzt bestritten. Da auch die Tatsachen stark gegen mich sprachen, schwieg ich bekümmert. Was wiederum von beiden Rednern als Verstocktheit gedeutet wurde.

Im übrigen haben wir beide gebüßt, der Harzer und ich. Er hatte wieder größere Schmerzen und mußte einige Tage das Bett hüten, ich aber verzichtete inzwischen auf meine Spaziergänge und saß an seinem Bett und unterhielt und pflegte ihn.

Was ich damals gelobte, habe ich treulich gehalten: Dreizehn Jahre sind ins Land gegangen, seitdem ich mal an Krücken ging, aber kein Tropfen Most ist wieder über meine Lippen gekommen. Es ist Teufelszeug, wenn man ihn nicht mit Maßen, sondern aus vollen Krügen trinkt. Und wenn meine Frau gestern sagte: „Weil die Gelegenheit fehlte", so wollte sie mich damit nur ärgern. —

Scherenschnitte von Georg Hempel.

Neue Terrorwelle in Rußland

Der Zusammenbruch des Fünfjahresplans

Die Terrorbestie feiert erneut in Sowjetrußland wilde Orgien. Zu den Tausenden und aber Tausenden von Bauern, die im letzten Jahre Stalins wahnsinniger „Sozialisierung" der Landwirtschaft zum Opfer gefallen sind, zu den zahlreichen Hinrichtungen und Verbannungen der Bauern gesellen sich jetzt neue Massenerschießungen und Verhaftungen. Am 3. September brachte die amtliche Sowjetpresse die Mitteilung von der Verhaftung einer Reihe von hervorragenden Vertretern der Wissenschaft, die bisher trotz gewiß schwerster Bedenken ihre reichen Kenntnisse und ganze Liebe in loyaler Weise den Versuch eines Wiederaufbaues Rußlands gewidmet hatten. Weitere Meldungen der sowjetamtlichen Presse vom 22. und 25. September verlautbaren, daß 48 Personen, meistens „parteilose" Beamte, an ihrer Spitze die bekannten russischen Professoren Karatygin und Rjasanzew ohne Gerichtsverfahren, auf einfachen Beschluß der Tscheka erschossen worden sind. Aus zuverlässigen privaten Quellen kommen Nachrichten, daß zahlreiche Arbeiter, gegen die nur der Verdacht bestand, daß sie in der Opposition zum Stalin-Kurs waren, gleichfalls erschossen wurden. Erklärungen in der russischen Presse geben allen Grund zu befürchten, daß auch den erwähnten verhafteten Gelehrten ein Bluturteil droht. Mit Entrüstung und Abscheu vernimmt die öffentliche Meinung der Welt die neuen Maßnahmen der Stalin-Tscheka, für welche die Sowjetpresse nicht einen Schein der Begründung aufweisen kann, geschweige schon der Notwendigkeit. Weder herrscht in Rußland ein Bürgerkrieg, noch führt es einen Krieg mit einer fremden Macht. Die Behauptungen der Tscheka und der Sowjetpresse über die „Schuld" und „Verbrechen" der Hingerichteten und Verhafteten sind so albern und plump, daß sie nicht der geringsten Kritik standhalten können. Die Tscheka veröffentlicht ausführlich „Geständnisse" der erschossenen 48 Personen, welche angeblich sich die Desorganisation der Lebensmittelversorgung zuschulden kommen ließen. An diesen „Geständnissen", die erst nach der Vollstreckung der Todesurteile veröffentlicht wurden — und folglich von den Opfern nicht mehr widerlegt werden können, ist offensichtlich kein Wort wahr. Denn wenn die Anklage die geringste rechtliche oder tatsächliche Unterlage hätte, so würde der Kreml den „Ernährungsschädlingen" einen Prozeß konstruiert haben, wie z. B. seinerzeit den Schachty-Prozeß. Freilich, den Schachty-Verhandlungen gebührt keineswegs der Name „Prozeß" im modernen, europäischen Sinne des Wortes. Aber immerhin hätten doch bei öffentlichen Verhandlungen diejenigen Angeklagten, die den Mut bewahrt hätten, die Möglichkeit, die ihnen zugeschriebene Schuld zu widerlegen, wenn auch ergebnislos. Wie überhaupt einige Dutzend von Gelehrten und Fachleuten, die ständig in Moskau unter kommunistischer Kontrolle und Aufsicht der politischen Organe tätig waren, die Lebensmittelnot im ganzen Riesenreich hätten organisieren können, bleibt ein Geheimnis der Tscheka. Vielmehr ist bekannt, daß die „maßgebenden Stellen" Sowjet-Rußlands den verhafteten Gelehrten, und zum Teil den Erschossenen, mehrfach gute Zeugnisse ausstellten. Die Unwahrheit der Anklage wird indirekt in der Sowjetpresse selbst — und das ist bezeichnend für die Verwirrung, die im Kreml herrscht — überzeugend widerlegt. In den gleichen Nummern der Sowjetblätter, in welchen die Lebensmittelnot auf die „schädlichen Aktionen" der erschossenen und verhafteten Fachleute zurückgeführt wird, sind zahlreiche Meldungen veröffentlicht, die über „himmelschreiende" Mißwirtschaft und Korruption der lokalen Sowjetbehörden berichten, durch welche die Lebensmittelkrise hervorgerufen werde.

Der eigentliche Urheber der gegenwärtigen Hungersnot in Rußland ist kein andrer als Stalin selbst, dessen Katastrophenpolitik, speziell der Fünfjahresplan, die Volkswirtschaft vollständig desorganisiert hat. Stalins bürokratisch-gewaltsame „Kollektivierung" der Landwirtschaft hat zur Vernichtung des Viehstapels in einem ungeheuern Ausmaß geführt, wie es wohl nie in der Weltgeschichte festzustellen war. Wenn man die verstreuten offiziellen Sowjetangaben auszuwerten versteht, dann muß der Rindviehbestand in einem Jahr um 20 Prozent zurückgegangen sein, der Bestand an Schafen um 33⅓ Prozent und der Schweinebestand sogar um 40 Prozent. Da diese Prozentsätze fast durchweg erheblich größer sind als der Anteil der von den Produzenten veräußerten Mengen an der Gesamtproduktion von Tieren und tierischen Erzeugnissen, so ist das Ergebnis der „Sozialisierung" das fast vollständige Verschwinden vom Markt von Fleisch, Milch, Butter usw. Eine besondere Verschärfung erfährt die Lebensmittelnot durch das verantwortungslose Dumping, das die russische Regierung im letzten Jahr in steigendem Maße betreibt. Um Devisen für die Behauptung der Machthaber und die Durchführung des abenteuerlichen Fünfjahresplans zu erlangen, wird die Ausfuhr der russischen Erzeugnisse nach dem Ausland zu Schleuderpreisen forciert, während die Bevölkerung den größten Entbehrungen ausgesetzt wird. Nicht zuletzt spielt eine Rolle die Unfähigkeit der Staatsorgane und der Genossenschaften, die fast den ganzen Handel in ihren Händen konzentrieren, die Verteilung der Lebensmittel zu organisieren. Karatygin und Genossen mußten die Ergebnisse der verbrecherischen „Sozialisierung" der Landwirtschaft mit ihrem Leben büßen.

Zur Beurteilung der Motive der Verhaftung der Wissenschaftler ist von besonderm Interesse ein Artikel in der „Prawda" vom 15. September, der unter der Ueberschrift „Auf der entscheidenden Etappe (!) der Liquidierung des Kulakentums" erschien. Darin wird behauptet, daß es zwei organisierte Gruppen von „ehemaligen Leuten" gegeben habe: an der Spitze der einen sei gestanden der typische „Kulaken-Ideologe" Prof. Kondratjew sowie Prof. Makarow und Sadirin; die zweite habe bestanden aus den „Menschewiken und menschewikenähnlichen Intellektuellen" Groman, Basarow, Suchanow u. a. Von dieser Gruppe heißt es anschließend wie folgt: „Diese Gruppe des am „weitesten links stehenden" Flügels der „linken Menschewiken", von denen ein Teil wegen ihrer „linken Ansichten" sogar „formell" außerhalb der menschewistischen Partei stand, habe sich zum Ziel gesetzt, die „Demokratisierung" der Sowjetmacht und mußte sich ebenfalls auf die Kulaken orientieren". Und weiter: „Die Gruppen Kondratjew und Groman haben auf jede Weise versucht, in ihrer praktischen Tätigkeit (manchmal nicht ohne Erfolg) einen tatsächlichen Kontakt mit den rechten Elementen der Kommunistischen Partei herzustellen." Es ist aber der gesamten Oeffentlichkeit ausgezeichnet bekannt, daß der Vorsitzende des Rates, der Volkskommissar Rykow, und der Vorsitzende des Exekutivkomitees des Sowjets der Union, Kalinin, heute die Führer der rechten Opposition der Kommunistischen Partei sind! Also die Fühlungnahme mit ihnen soll nach der „Prawda" ein Verbrechen sein!

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es sich bei den verhafteten Wissenschaftlern nicht um eine Verfolgung von Angehörigen bestimmter Organisationen, sondern um die Bekämpfung einer andern Gesinnung handelt. Mit allem Nachdruck muß hervorgehoben werden, daß die in Betracht kommenden Gelehrten und Fachmänner immer noch auf dem Standpunkt standen, daß man im Rahmen des bestehenden Sowjetsystems am Wiederaufbau des Landes mitwirken könne und daß sie seit dem bolschewistischen Umsturz auch in diesem Sinne gewirkt haben. Ihre Differenzen mit dem herrschenden Kurs waren nicht immer prinzipieller Natur. Allerdings, sie machten kein Hehl daraus, daß sie mit dem Programm der regierenden Partei und den Beschlüssen des 16. Kongresses dieser Partei, insbesondere in bezug auf die Durchführung des Sozialismus auf dem flachen Lande, nicht einverstanden seien. Das hinderte sie aber nicht, loyal dem Sowjetstaat zu dienen. Es genügt wohl, einige biographische Angaben der Verhafteten anzuführen, um die feste Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Anschuldigungen der Tscheka gegen sie vollkommen haltlos sind.

Kondratjew, Professor. Von den Verhafteten am meisten im Ausland bekannt. Ein begabter Wissenschaftler. Mit etwa 26 Jahren stellvertretender Ernährungsminister der Kerenski-Regierung. Nach dem Umsturz hervorragender Mitarbeiter des Landwirtschaftskommissariats, mehrjähriger Leiter des Konjunkturinstituts. Verfasser bekannter Werke auf dem Gebiete der Konjunkturforschung, insbesondere über die langen Wellen. — Groman, Professor. Der hervorragendste Statistiker Rußlands. Vor dem Krieg als solcher in den Kommunen tätig. Im Krieg spielte er eine hervorragende Rolle auf dem Gebiete der Nahrungsmittelversorgung. Nach dem Umsturz Begründer und mehrjähriger Leiter der Konjunkturabteilung des staatlichen Planausschusses. Verfasser der bekannten „Kontrollzahlen". Auch Mitglied des Rates des Planausschusses (das höchste, was ein Nicht-Kommunist erreichen kann). Gleichzeitig Mitglied des Rates der zentralen statistischen Verwaltung. Anläßlich des 30jährigen Jubiläums seiner wissenschaftlichen Tätigkeit erhielt er von der Regierung den Ehrentitel: Wirtschaftswissenschaftler des Volkes. Bald danach entbrannte der Kampf um das Problem, das schematisch so ausgedrückt werden kann: soll der Plan an die Bauern oder die Bauern an den Plan angepaßt werden. Groman vertrat die erste Ansicht und wurde dafür kaltgestellt. Aber noch vor einem Jahr hat Kalinins Stellvertreter, Ordynikidse, in einer allrussischen Konferenz behauptet, Groman sei unbedingt ehrlich, trotzdem aber der Sowjetregierung schädlich! — Jurowsky, Professor. Einer der hervorragendsten Mitarbeiter der Sowjetmacht auf dem Gebiete des Finanzwesens. Hat sich besonders große Verdienste bei der Stabilisierung des Tscherwonetz erworben. — Tschajanow, Professor. Gegenwärtig der hervorragendste Agrarwissenschaftler der Union. Auch im Ausland durch seine Arbeiten bekannt. Hat im Vorjahr seine Ansichten weitgehend geändert und die gegenwärtige Agrarpolitik der Regierung in wesentlichen Punkten anerkannt. Allerdings hat ihn diese Nachgiebigkeit nicht davor bewahrt, an die Wand gestellt zu werden! — Basarow, Nationalökonom. Bis 1917 einer der führenden Theoretiker des Bolschewismus. Nach dem Umsturz mehrjähriger Redakteur wissenschaftlicher Wirtschaftsorgane. — Suchanow. Ein linksstehender Sozialist. Deckt sich in sehr vielen Punkten mit der kommunistischen Auffassung. Verfasser der fünfbändigen „Geschichte der Revolution", in der Lenin verherrlicht wird. — A. Sadyrin. Bekannter Genossenschaftspolitiker. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse und praktische Erfahrung widmete er dem Aufbau der landwirtschaftlichen Genossenschaften, in welchen er leitende Posten bekleidete. — Ramsin. Bekannter Geologe; beteiligt an der Ausarbeitung des Gosplans (Staatsplan).

Die Ursache, weshalb man diesen, doch bisher als besonders hervorragend geltenden Vertretern der Wissenschaft auf den Leib gerückt ist, besteht darin, daß sie gegen die Katastrophenmethoden des Fünfjahresplans ernst gewarnt haben. Dieser Plan ist in allen seinen wichtigen Teilen, insbesondere in dem der Landwirtschaft, zusammengebrochen. Das steht heute fest. Je größer die Hoffnungen der betrogenen Arbeiterschaft auf die Ergebnisse des Planes waren, desto schwerer muß jetzt ihre Enttäuschung und Erbitterung sein. Um den Zorn der Masse von sich abzuwälzen, lieferte Stalin die Fachmänner der Tscheka aus. Die prominenten Volkswirtschaftler sollen für die unverantwortlichen Experimente des Diktators büßen.

Die neue Terrorwelle unterscheidet sich wesentlich von den Terrormaßnahmen der Sowjetregierung in den frühern Jahren. Als der Kreml früher unzählige Gruppen der bürgerlichen Klassen hinrichten ließ, da konnte man schließlich annehmen, daß unter den Tausenden Hingerichteten wohl auch einige Personen gewesen sind, die tatsächlich aktiv den Sturz des Sowjetregimes erstrebt haben. Der heutige Terror ist in erster Linie gegen soziale Kreise gerichtet, bei denen von vornherein ein aktives Vorgehen gegen das Sowjetregime ausgeschlossen ist. An „gegenrevolutionäre Bestrebungen" der verhafteten Gelehrten glaubt kein gesunder Menschenverstand, und sicherlich auch keiner der wenigen wirklich ehrlichen Kommunisten. Wie aus der amtlichen Sowjetpresse hervorgeht, steht die Terrorwelle in Zusammenhang mit den Kämpfen innerhalb der Kommunistischen Partei: die Verhaftungen der genannten Wissenschaftler und Fachleute soll eine Warnung an die Rechtsopposition von Rykow, Kalinin, Tomsky und so weiter sein. Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt der Feldzug Stalins eine ganz besondere politische Tragweite. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß zwischen den Machthabern des Kremls schon in der allernächsten Zeit entscheidende Kämpfe sich abspielen werden, die unter Umständen einen neuen Abschnitt in der russischen Entwicklung bedeuten würden.

Die öffentliche Meinung Europas hat allen Grund, die russischen Ereignisse gerade jetzt mit größter Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Paul Olberg (Berlin).

Wilhelm II. im Lichte Bülows

Von Dr. A. Kantorowicz

Die Erinnerungen des früheren Reichskanzlers Fürst von Bülow, deren erster Band soeben (im Verlag Ullstein) erschienen ist, enthalten ungewöhnlich reiches Material insbesondere über die Beziehung Bülows zu Wilhelm II. Es gibt gewiß nicht viele Menschen, die den früheren Kaiser so genau gekannt haben wie der Staatssekretär des Auswärtigen und spätere Reichskanzler Bülow. Es ist eine seiner Hauptaufgaben gewesen, immer wieder Taktlosigkeiten des Kaisers zu verhindern und auszugleichen. Bei der Eigenwilligkeit und der Redefreudigkeit von Wilhelm II. ist ihm dies nur bis zu einem gewissen Grade gelungen. Er hat nicht verhindern können, daß die impulsiven Reden und Telegramme des Kaisers nach und nach fast die ganze Welt gegen „die deutsche Gefahr" zusammenschlossen. Bülow gibt sich selbst in diesem Band die Rolle des politischen Kindermädchens des Kaisers. Ueber weltpolitisch bekannte Tatsachen hinaus enthalten die Erinnerungen des Fürsten eine große Anzahl überaus interessanter, bisher nicht veröffentlichter Dokumente, Denkwürdigkeiten und Charakteristiken. Dabei muß jedoch betont werden, daß gerade Bülow trotz seiner spätern Differenz mit dem Kaiser, die zu seiner brüsken Entlassung führte, sich bemüht, dem Charakter des Kaisers auf überaus loyale Weise gerecht zu werden. Trotzdem sind die Charakteristiken für Wilhelm II. vernichtend.

Als Bülow seine Berufung zum Staatssekretär erhielt, hatte er eine Unterredung mit seinem und des Kaisers Freund, Graf Philipp Eulenburg, (der später in den häßlichen Skandal verwickelt wurde). Beim Abschied drückte ihm Eulenburg einen Zettel in die Hand mit den Worten: „Dies mein letztes Wort, meine letzte Bitte an dich; sie kommen aus einem Freundesherzen und aus einem patriotischen Herzen. Nur wenn du den Kaiser psychologisch richtig nimmst, kannst du dem Lande nützen; du bist aber die letzte Karte des Kaisers Wilhelm II." Auf dem Zettel stand: „Wilhelm II. nimmt alles persönlich. Nur persönliche Argumente machen ihm Eindruck. Er will andere belehren, läßt sich aber ungern belehren. Er verträgt keine Langeweile; schwerfällige, steife, allzu gründliche Menschen gehen ihm auf die Nerven und erreichen nichts bei ihm. Wilhelm II. will glänzen und alles selbst machen und entscheiden. Was er selbst machen will, geht leider oft schief aus. Er ist ruhmliebend, ehrgeizig und eifersüchtig. Um einen Gedanken bei ihm durchzusetzen, muß man tun, als ob der Gedanke von ihm käme. Man muß Wilhelm II. alles bequem machen. Er ermutigt andere gern zu forschem Vorgehen, läßt sie aber im Graben liegen, wenn sie dabei hereinfallen. Vergiß niemals, daß S. M. ein Lob hin und wieder braucht. Er gehört zu den Naturen, die ohne Anerkennung hin und wieder, aus bedeutendem Munde, mißmutig werden."

Das schlimmste waren die kaiserlichen Reden. Wilhelm II. ließ keine Gelegenheit vorübergehen, vor seinem Volk und vor der Welt in der Pose des Kraftmeiers zu glänzen. Er hat einige Jahre vor dem Weltkrieg ein Bild malen lassen, das in drei Einzeldarstellungen nebeneinander Friedrich den Großen, den Krückstock in der Hand auf dem Schlachtfeld von Leuthen, Wilhelm I. bei Königgrätz, von den siegreichen Truppen begrüßt und Wilhelm II. mit hochgeschwungenem Säbel an der Spitze seiner Königsulanen bei einer Manöverattacke darstellte. „Das war", schreibt Bülow, „was er in Wirklichkeit wollte: „schneidige" Allüren und ein „forsches" Auftreten, aber keine wirkliche Gefahr, keine ernstliche Probe. Er hat nie andere als Manöverattacken reiten wollen. Tatsächlich war er, soweit es sich um Krieg und Frieden handelte, eher ängstlich ... Wenn er in Worten renommierte oder gar drohte, so war es übrigens nicht selten, um seine innere Gemütsstimmung zu betäuben. Heinrich Heine spricht in einem boshaften Gedicht von den Kindern, die, um sich im Finstern Mut zu machen, ein lautes Lied anstimmen ..." An anderer Stelle schreibt Bülow: „Es lag eine tiefe Tragik darin, daß derselbe Monarch, der nichts lieber und lauter betonte, als seine militärischen Würden und Vorrechte, der sich an den Abzeichen seines militärischen Ranges wie kaum ein anderer Fürst delektierte und bisweilen fast berauschte, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, den Marschallstab zu führen, der an Paraden und Parademärschen, an Kavallerieattacken und Frontalangriffen im Manöverfeld nie genug hatte, in den Hintergrund trat, als der wirkliche Krieg begann. Schon im Sommer 1914 wurde auf allerhöchsten Befehl offiziös verbreitet, daß der Kaiser auf eine Frage nach dem Stande der militärischen Operationen erwidert habe, er wisse darüber nicht mehr als andere. Das wäre die Sache des Generaloberſten von Moltke. Es war dies derselbe Wilhelm II., der, nachdem er das schöne Buch von Heinrich Friedjung über den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland mit brennendem Interesse gelesen hatte, vor einer größern Korona in vollem Ernst erklärt hatte: im letzten Ende sei doch der preußische Sieg von 1866 darauf zurückzuführen, daß König Wilhelm bei Königgrätz seine Armee selbst geführt, Kaiser Franz Joseph aber den Oberbefehl über sein Heer andern anvertraut habe ... Im Laufe des Weltkrieges hörte jede ernstliche militärische Mitwirkung oder gar Einwirkung und Entscheidung des „obersten Kriegsherrn" mehr und mehr und schließlich völlig auf. Er erschien immer seltener an der Front, und wenn er kam, wurde er als unbequemer, beinahe lästiger Zaungast empfunden und behandelt ..."

Der Erzieher des Kaisers, Hinzpeter, führte die starke Neigung, durch den Schein zu wirken und ihn für Wirklichkeit zu nehmen, auf seinen seit seiner Geburt verkrüppelten linken Arm zurück. „Schon als Kind habe er, namentlich von dem Prinzen Friedrich Karl, der roh sein konnte, häßliche Aeußerungen gehört, daß ein Einarmiger nicht König von Preußen werden dürfe. Das habe in ihm das Bedürfnis erzeugt, durch ein möglichst forsches Auftreten nach außen, durch Uniformen und Orden, durch den baumlangen Leibgardisten hinter sich und den vorgestreckten Marschallstab in der Rechten, auf Truppe und Volk zu wirken." Hinzpeter kritisierte den Kaiser hinter seinem Rücken sehr scharf. „Anläßlich der Einsegnung eines jüngern Sohnes des Kaiserpaares", so schreibt Bülow, „fand im kaiserlichen Schloß ein Diner statt, bei dem der Kaiser einen Toast ausbrachte, der mit einem feurigen Bekenntnis zu unserm Herrn und Heiland schloß. Nach Tisch meinte Hinzpeter zu mir: ich dachte schon, der kaiserliche Toast würde mit den Worten schließen: „Unser Herr Jesus Christus, hurra, hurra, hurra!" Die innere Unsicherheit des Kaisers führte ihn dazu, ständig sich bestätigen zu lassen. Da er alles und nichts verstand, ein Amateur in allen Disziplinen, so war seine ständige Besorgnis, sich nicht von seinen Ratgebern, Ministern, Generalen, Admiralen in den Schatten stellen zu lassen. Der Feldmarschall von Hahnke erzählte gelegentlich, die Kaiserin Friedrich habe ihm einige Monate nach der Thronbesteigung ihres Sohnes gesagt: „Wenn Sie jemals annehmen sollten, daß für meinen Sohn andere Motive maßgebend sein könnten als rein persönliche Zwecke, und vor allem als persönliche Eigenliebe, so werden Sie sich im Irrtum befinden." Mit betrübtem Gesicht fügte der alte Feldmarschall hinzu: „Leider hatte sie recht."

Wilhelm II. hat immer das Bedürfnis empfunden, vor sich selbst und vor der Welt alle seine Handlungen zu rechtfertigen; vor allem hat er immer wieder Versuche unternommen, die Entlassung des Fürsten Bismarck als notwendig hinzustellen. Ein in englischer Sprache geschriebener Brief an seine Mutter, die Kaiserin Friedrich — Bülow veröffentlicht dieses Dokument im Original — gibt Zeugnis von dem Haß, mit dem der Kaiser Bismarck verfolgte. Er fühlte sich und das Haus Hohenzollern durch die Macht Bismarcks bedroht. Aber er habe ihn, Bismarck, in den Sand gestreckt, um der Krone und um des Hauses willen. Europa und die Welt würden jetzt darauf hören, was der deutsche Kaiser tut, sagt oder denkt, und nicht was der Wille seines Kanzlers sei. Für immer und ewig gebe es nur einen wirklichen Kaiser in der Welt, das sei der deutsche, und sein Kanzler habe zu gehorchen. Bülow meint, dieser Brief sei für die Psyche Wilhelms II. bezeichnender als irgendein anderes ihm bekanntes Dokument.

Es ist bekannt, daß Wilhelm II. nicht nur den äußern Feinden ständig mit der „gepanzerten Faust" drohte, sondern daß er es sich angelegen sein ließ, auch dem „innern Feind" gegenüber die Macht des Kaisers und des Hauses Hohenzollern auszuspielen. „Ehe nicht die sozialdemokratischen Führer durch Soldaten aus dem Reichstag herausgeholt und füsiliert sind", sagte er einmal zu Philipp Eulenburg, „ist keine Besserung zu erhoffen. Wir brauchen ein Gesetz, wonach es genügt, Sozialdemokrat zu sein, um nach den Karolinen verbannt zu werden."

So war der frühere Kaiser: Feste, Liebesmahle, prunkvolle Empfänge, schwungvolle Reden, Manöver, Paraden, das war seine Welt; so sieht ihn Bülow. Er hat seinen Thron, und er hat das Wohl und die Ehre des deutschen Volkes immer nur durch markige Reden zu verteidigen gewußt. Niemals hat er bis zur letzten Konsequenz männlich für das eingestanden, was er sagte und tat. Jeder ernsthaften Entscheidung ist er ausgewichen. Und so stellt sich auch seine Flucht nach Holland weniger als physische denn als moralische Feigheit dar. Er war ein Kaiser für Bankette, nicht für Kriegszeiten. Im zweiten Teil seines „Faust" läßt fast prophetisch Goethe den Mephisto den Kaiser charakterisieren:

> Jung ward ihm der Thron zuteil,
> und ihm beliebt es falsch zu schließen,
> es könne wohl zusammengehn
> und sei recht wünschenswert und schön:
> regieren und zugleich genießen.

Bülow sagt von diesen Versen, daß sie in prägnanter Weise das Naturell Wilhelms II. wiedergeben.